

Zwischen den Stühlen – da, wo die Humanität sitzt.

Dem Politikwissenschaftler Wilfried von Bredow.

Thomas Noetzel

Vorbemerkung: Der Text wurde aus Anlass der Verabschiedung von Prof. Dr. Wilfried von Bredow, langjähriger Professor für Politikwissenschaft am Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg, am 12. November 2010 als Laudatio gehalten.

Ein beträchtliches Auditorium ist heute hier zusammengekommen, um mit Ihnen, lieber Herr von Bredow, das Erreichen eines Etappenziels in Ihrem Leben zu feiern und Ihnen zu danken für das, was sie Studierenden und Kollegen in der Zeit Ihrer Tätigkeit als Hochschullehrer gewesen sind. Mit ein wenig Fantasie könnte man sich vorstellen, auch Hans Henny Jahnn, Hermann Lenz, Eugen Rapp, Walker Percy, David Grossmann, Will Barrett säßen im Publikum. Selbstverständlich wäre auch Quentin Crisp gekommen. Eine illustre Gruppe von Ihnen sehr geschätzter Autoren und ihrer Protagonisten, die nicht nur die Brücke schlagen zur Literaturwissenschaft, neben der politischen Wissenschaft einem Ihrer Studienfächer an den Universitäten Bonn, Köln und Paris, sondern Autoren, die eine Kunst der empfindsamen Beobachtung von außen her ausüben und sich Vereinnahmungen freundlich verweigern, die etwas schräg durchs Leben gehen, beharrlich ihre Individualität pflegen ohne narzisstisch zu werden, eigensinnige Menschenfreunde, die sich die Fähigkeit zur Fremdheit im Alltäglichen bewahren. Idiosynkrasien als Erkenntnismittel, Literatur in kleinen Fluchten, exile on main street - dafür stehen diese Namen. Und das ist eine Haltung, die sich offensichtlich zur Gründung von wissenschaftlichen Schulen nicht eignet, mit der man aber ebenso offensichtlich gut in Schulen leben kann, besonders, wenn diese in Lahntal/ Göttingen stehen.

"Kleine Fluchten" - und das, was mit Ihnen verbunden ist - haben auch Sie immer mal wieder ergriffen, wenn die blauen Berge etwas zu nah gerückt waren und die Enge des Lahntals frische Luftzufuhr notwendig machte. So sind Sie zwar seit Ihrer

Berufung auf eine Professur für internationale Beziehungen an der Philipps Universität Marburg im August 1972 der Alma Mater Philippina bis zu Ihrer Pensionierung treu geblieben und haben als Vizepräsident, Dekan und in vielen weiteren Funktionen die Entwicklung der Universität zu Ihrer Sache gemacht, aber Gastprofessuren in Oxford, Toulouse, North Manchester, Toronto, Saskatchewan, Montreal, Lille, Chiayi/ Taiwan - die Liste ist unvollständig - haben Sie auch immer wieder weggeführt und Ihnen die Chance geboten, von außen auf das Heimische zu schauen.

Zu Ihren "kleinen Fluchten" gehört neben dem Kino, dem Sie einen wunderbaren Artikel über die Weltfremdheit des Betrachters am Ende des Films und das richtige Sitzen im Kinogestühl gewidmet haben, auch das Schreiben. Seit dem Beginn Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit haben Sie bis heute 29 Bücher – Monographien - verfasst; die Zahl der Aufsätze in Sammelbänden und Zeitschriften erreicht dreistellige Ziffern. En passant viele Rezensionen für deutsche und ausländische Tageszeitungen, und schließlich haben Sie mit "Lola rast" ein sehr erfolgreiches Kinderbuch geschrieben, wie man hört "das schlimmste Kinderbuch seit Wilhelm Hoffmanns Struwwelpeter".

Diese Schreiblust ist doch schon etwas besonderes innerhalb einer Disziplin, deren Texte zu oft den Eindruck erwecken, man habe es hier nicht mit Versuchen zu tun, ein Publikum politikwissenschaftlich zu begeistern, sondern mit drögen Entwürfen überforderter Dezernenten zur Vorbereitung entsprechender Abteilungsleiterkonferenzen entsprechender Ministerien. (Um den einen oder anderen zu beruhigen: das ist keine Häme gegenüber den Zuarbeitern der Macht, die sind wie wir alle, auch nur eine Spezies, die ihr Bestes tut).

Aber, nein, so sind Ihre Texte einfach nicht, keine Referentenprosa, und das liegt auch daran, dass im Schreiben ein Blick von der Seite eingeübt wird, der Selbstverständliches als Kontingentes, Merk- und Erklärungswürdiges kenntlich macht. Die Fähigkeit zur Verwunderung, das heißt zur Neugier und Erkenntnis wiederum steht quer zur falschen Selbstsicherheit des Bescheidwissens.

Die Politikwissenschaft ist auch deshalb ein so schwieriges Fach, weil sie als besondere Wissenschaft in der Gesellschaft nicht nur auf spezifische politische Kontexte angewiesen ist, um sich überhaupt entfalten zu können (es gibt keine Politikwissenschaft in antiliberalen, antipluralistischen, undemokratischen politischen Systemen), sondern weil sie immer in der Gefahr steht, die Unterscheidungen des politischen Systems zu ihren eigenen zu machen. "Rechts" und "links", "progressiv" und "konservativ", "kriegerisch" und "friedlich" benennen nur einige Selbstbeschreibungen der politischen Gesellschaft, die als politikwissenschaftliche Fremdbeschreibungen dieser Gesellschaft reproduziert werden und die die für jede Wissenschaft notwendige Distanz zu ihrem Arbeits- und Beschreibungsgegenstand zuweilen nur schwer aufkommen lassen. Wissenschaft als Gesinnungsgemeinschaft findet sich nicht selten, setzt Parteinahme frei bis hin zum Bekenntnisfuror und verbindet sich mit einer Sicherheit im Zugriff auf Welt und Wahrheit, die eine Haltung des genauen Hinschauens, des Verstehens und der Irritation nicht aufkommen lassen kann. Die kräftig formulierten Sicherheiten, verstärkt noch durch die Bestätigung, die sie von gesellschaftlichen Akteuren erhalten, führen mitunter zu Verseilung, Versäulung und Schulbildung in der Disziplin, auf die mancher stolz ist, weil er (oder sie) sich endlich irgendwo identitär einrichten kann. Differenzierungsvermögen und Ambivalenzbewusstsein können sich dort so wenig einstellen und entwickeln, wie die Wahrnehmung existenzieller Kontingenz. Wenigstens sitzt man fest im Sattel.

Wer allerdings in den kleinen Fluchten unterwegs war und ist, der kann sich nicht mehr um Verwunderung und Zweifel amputieren lassen, der entwickelt einen Sinn für die Paradoxien politischer Unterscheidungen und den Zwängen praktischen politischen Handelns, dessen Entscheidungsnot ohne Letztbegründungen auskommen muss. Das gilt etwa für die Analyse der aufeinanderstoßenden Großideologien des 20. Jahrhunderts, für den Ost-West-Konflikt, der zwar einerseits eine Bipolarität der internationalen Beziehungen erkennbar machte, aber gleichzeitig mit den Kategorien "Antagonismus" oder "Konvergenz" (Studien zum Ost-West-Problem, 1972) nicht adäquat zu beschreiben war. Stattdessen haben Sie auf "antagonistische Kooperation" als Interaktionsmuster der Akteure in diesem Konflikt hingewiesen, was weder von den Akteuren selbst noch von ihren jeweiligen

Statthaltern mit Freude zur Kenntnis genommen wurde, weil es die politischen Systeme komplizierter aneinander rückte als des den schrecklichen Vereinfachern in den jeweiligen Lagern lieb war.

Eine solche Position einnehmen, bedeutete weder geschichtsphilosophischen Langzeiterwartungen eines Untergangs der bürgerlichen Gesellschaft auf den Leim zu gehen, noch auf die Domestizierung des so genannten realen Sozialismus im Zuge eines Wandels durch Annäherung zu setzen. Stattdessen orientierte sich das Denken antagonistischer Kooperationsformen an der Idee der Einhegung von Konflikten und nicht deren endgültiger Beseitigung. Solche Kommentare zu einer politischen Theorie der Differenz in vermeintlich festgefügt Unterscheidungslogiken finden sich in Ihren Studien immer wieder, etwa zur Renaissance des Heimatgefühls in Deutschland (Zwiespältige Zufluchten, 1981), zur Stellung und Struktur Deutschlands (Deutschland - ein Provisorium? 1985), zur politischen Ordnung der Geschlechter (Befreite Sexualität? 1990), zur kollektiven Erinnerung an den Holocaust (Tückische Geschichte, 1996) und in mehreren Bänden zur Verbindung von Moderne und Barbarei. Immer geht es dabei darum, eingeschliffene Sichtweisen einer Beobachtung zweiter Ordnung zu unterziehen.

In genauer Hermeneutik soll das alltäglich Selbstverständliche zur Fremdheit distanziert werden, um es dann einer genauen Verstehensbemühung auszusetzen. Ein solches Verstehensprogramm verweigert sich den Selbstgerechtigkeiten aller und überall anzutreffender Juste-Milieus. Sich den Ansprüchen solcher Lager zu entziehen ist die Aufgabe jeder Wissenschaft, die in diesem Sinne einer Praxis des Einübens von Empathie im Verstehen bei Distanzwahrung, immer kritisch ist, oder keine Wissenschaft. Ergebnisadressen an die Träger politischer Macht werden dann nicht formuliert. Hegel verweist in der "Phänomenologie des Geistes" darauf, er habe beim Durchzug siegreicher französischer Truppen durch Jena 1806 Napoleon persönlich durch die Stadt reiten sehen, als "Weltseele", als "Weltgeist zu Pferde". Der Philosoph war ergriffen von der Konzentrierung des geschichtsphilosophischen Fortschritts, der Dynamik des geschichtlichen Prozesses, welcher sich in der Person des Vollenders der französischen Revolution und damit Schöpfers der bürgerlichen

Gesellschaft personifizierte. Einer solchen Anziehungskraft erliegt man nicht mehr, wenn man sich einen Sinn für das ausgeschlossene Fremde bewahrt hat - auch deshalb ist die Literaturwissenschaft eine solch ideale Ergänzung für politikwissenschaftliche Studien, weil dort das Inkommensurable seinen eigentlichen Ort findet -, und überhaupt: im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts erlag man solcher Faszination am besten schon deshalb nicht, weil der Weltgeist - nicht nur in Marburg, aber auch dort - auf dem Schaukelpferd gesessen hat, viel Bewegung und Aufregung, aber wenig Fortkommen im stetigen Auf und Ab.

Die Arbeit an der Differenz ist nicht nur analytisch bedeutsam, weil sie Abstumpfungen vermeidet an Stellen, an denen es auf besondere Empfindsamkeit ankommt, sondern in dieser Erkenntnishaltung auch normativ. Sie rückt den Menschen in den Mittelpunkt politischer Ordnungen. Das kann man exemplarisch ablesen an Ihren sicherheitspolitischen und militärsoziologischen Arbeiten zur Bundeswehr, die eben auch wieder zwischen den Stühlen eifernder „Soldaten sind Mörder“- Bekenntnissen und Lob-Rudeleien sich ansiedelt. Weder ging es Ihnen um chronifizierende Verdächtigungen militärischer Organisationen in demokratischen Gesellschaften schlechthin, noch beteiligten Sie sich an scheuklappensturer Traditionserfindung mit Fortsetzung des alten Tschinderassabumm bei gleichzeitiger Wehleidigkeit gegenüber kritischen Einsprüchen. Vielmehr nahmen Sie Teil am Aufbau einer Armee, deren Angehörige nicht mehr blinde Befehlsempfänger waren, sondern in ihren Rechten geschützte Staatsbürger. Und das ist eine Position, die zwischen Ablehnung und Affirmation diejenigen zu Wort kommen lässt, die den Job machen, den Soldatinnen und Soldaten. Respekt vor dem Eigensinn der Handelnden ist die Voraussetzung für gelingendes Verstehen. Gute Wissenschaft kommt nicht in der Attitüde besserwisserischen Dünkels daher.

Letztlich geht es um die Schonung der Autonomie der Individuen als eigentlichem Maßverhältnis des Politischen, und das ist nicht nur eine Orientierung in Ihren Forschungen gewesen, sondern hat auch Ihr Verhältnis zum wissenschaftlichen Nachwuchs geprägt. Das kennzeichnete Ihre Lehrveranstaltungen, weil Studierende hier mit einer Haltung konfrontiert wurden, die auf die Bildung unverwechselbarer

Individualität setzte und diese dazu ermutigte, ihr Potenzial zu entwickeln und auszuschöpfen. Wissenschaft treiben heißt, sozialverträgliche Individualität zu fördern und zu stärken, oder anders gesagt für diejenigen, die stärkere Formulierungen schätzen: in der wissenschaftlichen Tätigkeit zeigt sich die Würde eines geschmeidigen Egoismus mit der Fähigkeit zur Rücksichtnahme. Eigenständigkeit, Unverdrossenheit und die Bereitschaft dem eigenen Weg konsequent zu folgen, Einzelgängertum zu wagen - unbeirrt also ganz bei sich zu bleiben - und das alles in dem Bewusstsein, auch andere könnten Recht haben, das ist der Habitus wissenschaftlicher Freiheit, den es sich selbst zu erarbeiten gilt. Das kann nicht gelehrt werden, auch nicht auswendig gelernt und in Multiple-Choice-Kasteiungen überprüft. Das muss Praxis sein.

Dazu wurden ihre Doktoranden angehalten, wobei der eine oder andere zum Eigenstudium solcher Fertigkeiten auf die berühmte Akademie nach Soltro geschickt wurde. Wer von dort zurückkam, konnte so manches erzählen. Dieses Selbstlernprogramm war offensichtlich nicht ganz erfolglos, schaut man sich an, wie viele ihrer Doktoranden und Habilitanden heute politikwissenschaftliche Professuren bekleiden. Und es war gerade eine Bedingung für deren eigenständige Entwicklung, dass es hier kein in den Geistes- und Sozialwissenschaften so weit verbreitetes Lehrer-Schüler-Gefolgschaftsverhältnis gegeben hat, sondern die Akzeptanz der Nachkommenden als quasi jüngere Kollegen. Eine Haltung, die im deutschen Universitätsbetrieb auch heute noch durchaus ungewöhnlich genannt werden kann, was - wie in Gesprächen immer wieder bestätigt wird - Sie auch zu einem angenehmen Chef Ihrer Assistenten gemacht hat, die bei Ihnen vor allen Dingen eins bekamen: Freiräume. Weder Nachbeten noch Strammstehen waren erwünscht oder auch nur heimlich ersehnt.

Keine universitären Klonierungsprogramme zur Fortsetzung meist nur eingebildeter Bedeutsamkeit, sondern Entwicklungschancen zur Bildung der eigenen Persönlichkeit, ohne die Wissenschaft nichts ist: "Wer redet, ist allemal ein einzelner Mensch. Und je mehr dieser sich freizumachen sucht von den Vorurteilen der Zeit, von methodologischen Vorentscheidungen der Wissenschaft und von

dezisionistischen Sprachregelungen, um zu reden wie die Wirklichkeit selbst, umso mehr tritt seine besondere Artung und Schwierigkeit hervor, seine persönliche Weise, die Sache zu sehen, sein Stil, sie zur Sprache zu bringen.“ heißt es an einer Stelle bei Robert Spaemann¹.

Und die wirklichkeitserschließende Kraft der Individualität jenseits formaler Abstraktionen, die allen voraussetzungslos zur Verfügung stehen, weil sie Signatur nicht mehr besitzen, allenfalls noch leere Signifikanten sind, erfährt man in geglückter universitärer Kommunikation; von Person zu Person. Das sind die eigentlichen Bildungserlebnisse der Universität und besonders wichtig für die Politikwissenschaft, weil im Politischen leere Allgemeinheiten, das Vergessen des einzelnen und seiner unverwechselbaren Bedeutung furchtbare, eben menschenverachtende Konsequenzen haben.

Persönlichkeitsbildung als Kern universitärer Betätigung sieht sich mit zwei Herausforderungen konfrontiert. Zum einen ist dieses Setzen auf persönliche Kommunikation Output-orientierten politischen Steuerungsinstanzen immer verdächtig gewesen. Was machen die an den Hochschulen mit unserem Geld? Und wo sind die Patente? Das waren und sind hochschulpolitische Leitfragen. Zum anderen verweist die Unersetzbarkeit der Person auf die Grenzen virtueller Akademien. Es kommt immer auf den unmittelbaren Austausch zwischen Menschen an, dort entsteht und manifestiert sich Individualität. Solcher Austausch braucht Räume der Freiheit. Dann eröffnen sich vielfältige neue Sichtweisen auf Welt und Wirklichkeit und Chancen, nutzbare Zufälle zu entdecken.

Möglichkeiten bedeuten Aufbrüche und Anfänge. Hier schließt sich nun der Kreis, indem wir uns noch einmal kurz nach Köln wenden, einer Stadt, in der ihre akademische Karriere begann und die für Sie bis heute etwas Besonderes bedeutet. Vielleicht sind Sie dort einmal Trude Herr begegnet, die sich 1987 mit dem Lied "Niemals geht man so ganz" von ihrem Publikum in Deutschland verabschiedet hatte, um auf die Fidschi-Inseln zu ziehen. Auch Trude Herr richtete sich zwischen

¹ Robert Spaemann, Schritte über uns hinaus: Gesammelte Reden und Aufsätze I, Stuttgart 2010, S. 17.

den Stühlen ein. Auch sie eine Person, die sich den Blick von der Seite, vom Rand her gestattete, auch sie eine unverdrossene Einzelgängerin mit dem Mut zur politischen Unkorrektheit (Zeit ihres Lebens sang sie gern einen ihrer Erfolgsschlager "Ich will keine Schokolade, ich will lieber einen Mann"): 1927 geboren, zusammen mit ihrer Familie während des NS- Regimes schwerer Verfolgung ausgesetzt, in den fünfziger und sechziger Jahren komische Rollen gespielt in komischen Filmen des bundesdeutschen Kinos, dabei den Humor trotzdem nicht verloren. Schließlich in Köln ein anarchistisch angehauchtes Volkstheater gegründet und damit pleite gegangen.

"Niemals geht man so ganz", das klingt hoffnungsfroh, zumal, wenn sich mit dem Zurückgelassenen gute Erinnerungen verbinden, solche, die sich zu haben lohnt. Dass das heute und hier der Fall ist, daran besteht kein Zweifel, und deshalb lassen wir sie, lieber Herr von Bredow, fröhlich-melancholisch ziehen. Die Fidschi-Inseln müssen es ja nun nicht gerade sein.

Genießen Sie ein Leben jenseits von Studien- und Prüfungsordnungen, Hochschullehrerkonten, Drittmittelanträgen und Gremiensitzungen. Das ist nicht erst seit Bologna der wissenschaftlichen Arbeit ohnehin eher hinderlich gewesen. Die Berufung zur Wissenschaft, die Fähigkeit zur Persönlichkeit endet nicht mit dem Verlassen der Universität. Haltungen legt man nicht so einfach ab. Deshalb sind wir ganz sicher, auch in Zukunft Anregendes von Ihnen zu erfahren.

Prof. Dr. Thomas Noetzel lehrt Politische Theorie und Ideengeschichte am Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg.